

Etienne François

Die „Schätze“ der Stasi oder das Trugbild der Archive¹

Die Öffnung der Archive der früheren Volksdemokratien fasziniert: Sollte die so lange verschleierte Wahrheit nun endlich zugänglich sein? Ihre Aufarbeitung verlangt mehr als die jedes anderen Archivs kritischen Anspruch und methodologische Schärfe, will man nicht totalitären Apparaten nachträglich in die Falle gehen.

Nach dem Fall der Mauer und dem Zusammenbruch der DDR hatten die Historiker und die Öffentlichkeit eine Zeitlang das Gefühl, vor einer einzigartigen Situation, einer unverhofften Chance zu stehen: Plötzlich öffneten sich ihnen überreiche und gut geordnete Archive, die überdies sofort, praktisch ohne Vernichtung und lückenlos von einer kompetenten und liberalen Verwaltung übernommen wurden – nicht nur die Hinterlassenschaft der fürchterlichen politischen Polizei, der „Stasi“, mit ihren sechs Millionen individuellen Dossiers, sondern ganz allgemein die gesamte archivalische Hinterlassenschaft eines Staates, der manisch von schriftlicher Dokumentation besessen war; niemand konnte vorgeben, sein Erbe oder Verteidiger zu sein, weil er buchstäblich implodiert war, bevor er in der vergrößerten Bundesrepublik aufging.

Die aufkeimenden Hoffnungen waren immens: Nach vierzig Jahren drückender Diktatur (die auf eine zwölfjährige NS-Herrschaft folgte), die in dem Maße, wie sie verbürokratisierte, banaler und schwächer wurde, die – mit Hilfe eines hypertrophierten Apparates (80.000 ständige und wenigstens 150.000 „inoffizielle Mitarbeiter“) – systematisch auf polizeiliche Überwachung, auf Denunziation und Einschüchterung rekurrierte, die die Praxis des Geheimen, der Verdächtigung, der Erfassung der Bürger praktisch zum System und Überlebensprinzip erhob, konnte man nun endlich, so dachte man, alles aufklären. Endlich, so war die Überlegung, konnte man sich durch Eintauchen in die Archive seine Vergangenheit zurückholen, wieder Herr einer Geschichte werden, deren man enteignet worden war, verstehen, was die Diktatur ermöglicht hatte, erklären, wie sie funktionierte und warum sie so lange standhielt, die Schuldigen und ihre

Etienne François

Komplizen entlarven – kurz, nicht allein der Wahrheit zum Sieg verhelfen (weil der Einsturz des Regimes und seine Abschlußbilanz deutlich zeigten, daß alles, was das Regime über sich erzählt hatte, nichts als Illusionen waren), sondern zugleich sich selbst befreien.

Das trügerische Geheimnis des Archivs

Vier Jahre sind seit dieser unbändigen Hoffnung vergangen, und man muß eingestehen, daß die Enttäuschung ungleich größer ist als die hochgesteckten Ausgangserwartungen. Mit unverhofften Möglichkeiten, aber auch unerwarteten Problemen konfrontiert, mußten Historiker und Archivbenutzer (Opfer der Unterdrückung, die ihre Personalakten einsehen, Gerichte, die Urteile zu fällen haben über die Schuld der Staatsdiener und Agenten des Ancien Régime, Verwaltungen, die den Nachlaß der DDR zu verwalten haben) – nicht ohne Schwierigkeiten – auf dem Boden des Realismus zurückfinden und Bescheidenheit lernen.

Der Eifer, mit dem alle ans Werk gingen, blieb nicht ohne Ergebnisse. Neben spektakulären und emotional hoch aufgeladenen Einsichten (Verdeutlichung der Überwachungsstrukturen des Regimes und der Verzweigung der inneren Spionage, Erfassung der „inoffiziellen Mitarbeiter“ usw.) soll als Beispiel die gegenwärtig – dank der Öffnung der Archive – stattfindende Neuüberprüfung und das Neuschreiben dreier wesentlicher Momente der DDR-Geschichte genannt werden. Das erste Moment betrifft die Geschichte der stalinistischen Unterdrückung, wobei nicht nur ihre massenhafte, willkürliche und todbringende Dimension rekonstruiert wird, sondern die komplexe Erinnerung der Konzentrationslager Buchenwald, Oranienburg/Sachsenhausen und Ravensbrück aufgearbeitet wird, die von der DDR zu Heiligtümern des kommunistischen und antifaschistischen Widerstands aufgerichtet worden waren. Heute geht man daran, eine differenziertere Sicht der Dinge zu entwickeln und die Zeit nach 1945 einzubeziehen, ohne indessen die Jahre von 1933 bis 1945 mit denen zwischen 1945/49 und 1989 auf eine Stufe zu stellen.

Das zweite Moment betrifft den 17. Juni 1953, von dem deutlich wird, daß er weit mehr war als eine Revolte von Arbeitern gegen Normerhöhungen für Bauarbeiter, die die Stalinallee bauten; denn er führte zu einer außerordentlich schnellen Politisierung der Bewegung (mit der Forderung nach freien Wahlen und nach Wiedervereinigung), erreichte die Provinz, die Kleinstädte und teilweise das Land und stürzte die

Die „Schätze“ der Stasi oder das Trugbild der Archive

kommunistische Partei – die angesichts einer Bewegung, die sie nicht vorhergesehen hatte und die sie nicht verstehen konnte, vollkommen handlungsunfähig war – in eine Krise, die weitaus zugespitzter war als man bisher annahm.

Das dritte Moment erfaßt die Ausmaße des Jahres 1968 in der DDR: die sofort in Gang gesetzten Anstrengungen von Staat und Partei, jegliche Form ideologischer Ansteckung und des Protestes im Keim zu ersticken, der Gefahr einer Umwälzung zu begegnen, die Beherrschung der Bevölkerung, der Betriebe und der Jugend zu verstärken, das System der geistigen Kontrolle und Beeinflussung zu perfektionieren und schließlich die Sowjetunion und die anderen Staaten des Warschauer Pakts zum unverzüglichen Einmarsch in die Tschechoslowakei zu bewegen.

Doch recht schnell steckt man zurück und beginnt sich einzugestehen, daß alles nicht so einfach ist, daß die neuen Archive keineswegs das Sprachrohr der Wahrheit sind, daß sie, wie alle anderen Archive auch, einer anspruchsvollen Quellenkritik unterworfen werden müssen, daß der Umgang mit ihnen nur unter der Bedingung funktioniert, daß elementare ethische und methodologische Vorsichtsmaßnahmen beachtet werden. Und selbst wenn die Archive gut benutzt und unter sachdienlichen Fragestellungen untersucht werden, entheben sie den Historiker nicht seiner gewöhnlichen Arbeit der Rekonstituierung und der Interpretation, und sie geben nicht auf alles eine Antwort. Vier Erfordernisse zeichnen sich im Zuge der Neuüberprüfung der DDR-Geschichte ab.

Erstens die Erinnerung an die zwingende Notwendigkeit der Quellenkritik. Sehr schnell werden nämlich die Benutzer, die zunächst von ihrem Enthusiasmus angesichts überquellender und frei zugänglicher Dokumente hingerissen sind, auf die Grundregeln des Faches zurückgeworfen, die in Generationen geschichtswissenschaftlicher Praxis mühsam aufgestellt wurden: Wer hat die Texte verfaßt? Unter welchen Bedingungen? Zu welchem Zweck? Was drücken sie aus? Was sagen sie, was sagen sie nicht? Die meisten Archive der DDR sind Archive des politisch-administrativ-polizeilichen Überbaus, produziert von einem Regime autoritären und ideologischen Typs, das vom 'Parteichinesisch', der *langue du bois* besonders intensiven Gebrauch machte. Alle Dokumente, selbst die geheimsten, verschleiern daher ebenso viel wie sie enthüllen. Die Polizeiarchive oder die Berichte der „inoffiziellen Mitarbeiter“ haben beispielsweise auch die Funktion, ihre Schreiber zu verdecken, glauben zu machen, daß ihre Verfasser effektiv arbeiteten, und sie sind zumeist in der Absicht abgefaßt, denen zu gefallen, für die sie bestimmt waren, daß sie dem

Etienne François

Schreiber Vorteile, Aufstieg oder schlicht Ruhe verschaffen, und sie kompromittieren Dritte, auf die dann Druck ausgeübt werden konnte. In einem solchen Regime der Verdächtigung und konstanter, doch zumeist verdeckter Repressioa ist alles Verstellung, ist alles auch Ausdruck von Mißtrauen, von Verdacht. Soll man die Texte darum für das reine Evangelium halten? Wenn man denkt, daß man, wenn man ins Herz des Regimes gelangt und die geheimsten Akten öffnet, endlich die objektive Wahrheit, den unwiderleglichen Beweis erhält, nimmt man dann nicht die Enttäuschung geradezu vorweg, oder, schlimmer noch, läuft man dann nicht Gefahr, in eine Falle zu gehen, die darin besteht, zu denken, daß es einen heimlichen Dirigenten gebe, der alles im Verborgenen lenke, einen großen Manipulator, der die Fäden der Marionettenpuppen in der Hand hat? Fällt man dann nicht der Verschwörungstheorie anheim, an die ja gerade die Herrschenden des Regimes glaubten (oder es vorgaben)? Nichts wäre schlimmer, als das, was die Archive erzählen, wörtlich, für bare Münze zu nehmen, denu unter dem Vorwand reinigender Denunziation würde man den Fehler begehen, den man anzuklagen vorgibt, indem man an das Bild glaubt, das das verschollene Regime von sich geben wollte, während die Umstände seines Zusammenbruchs gerade dessen Nichtigkeit zeigen. Die Lektüre dieser Quellen kann nicht improvisiert werden: sie ist sogar ganz besonders schwierig für westliche Leser, die nicht die unmittelbare Erfahrung der sozialistischen Gesellschaften, ihrer Codes und Sprachen haben; die scheinbar vertraute Sprache muß geduldig dechiffriert werden, um die oft komplexen Absichten der Autoren und die implizite Logik ihres Ausdrucks (und des Verschweigens) zu finden, denn auch hier, wie anderswo, ist nichts trügerischer als der Anschein der Klarheit.

Das zweite Erfordernis – von solcher Banalität, daß man sich beinahe schämt, daran zu erinnern, weil es so eindeutig ist (aber Ausnahmesituationen zeichnen sich auch dadurch aus, daß man oft alle Skrupel und die Evidenz der „Normalität“ vergißt) – besteht darin, nicht zu vergessen, daß die Quellen erst dann zu sprechen beginnen, wenn man sie befragt, und daß die Qualität der möglichen Antworten im direkten Verhältnis zur Qualität der Fragen steht. Typisch für die häufigen optischen Täuschungen – oder schlecht gestellten Fragen –, die das Voranschreiten bei der Entdeckung aufhalten, ist die Illusion, alles vom Ende her zu betrachten, als wäre alles von vornherein zur Niederlage und zum Zusammenbruch verurteilt – dabei hat die DDR vierzig Jahre lang gelebt –, die Permanenz des Regimes vom Anfang bis zum Ende zu postulieren – während man im Gegenteil nach möglichen Brüchen/Etappen in der inneren Entwicklung

Die „Schätze“ der Stasi oder das Trugbild der Archive

fragen sollte (die vierzig Jahre als Ganzes zu betrachten, hieße die vom Regime permanent erneuerte Fiktion der Permanenz für bare Münze zu nehmen), oder auch jene Illusion, zu glauben, die soziale und kulturelle Realität der DDR entspräche dem Bild, das das Regime selbst von ihr geben wollte – wobei es im Gegenteil darauf ankommt, die Komplexität, die Widersprüche und Dissonanzen aufzudecken.

Das dritte Erfordernis: Man sollte sich ins Gedächtnis rufen, daß die Quellen nicht alles sagen und auch nicht sagen können – selbst wenn man sie noch so gründlich liest und ihnen intelligente Fragen stellt. In einem System, in dem Kontrolle und Überwachung stark und vielgestaltig sind, vermeiden alle die, die im Verhältnis zur offiziellen Sprache und zu den Normen des Staates auf Distanz gehen, sich öffentlich zu äußern, sie hinterlassen nur wenige schriftliche Quellen (zahlreiche Zeugnisse in diesem Sinne geben die Dissidenten und auch protestantische Pfarrer) oder verschleiern ihre Differenzen hinter dem Schein von Konformität. Vergessen wir auch nicht, daß eine ganze Reihe von Prozessen, die für das Verständnis der wirklichen Geschichte der DDR entscheidend sind, so diskret und im Untergrund abgelaufen sind (eine Bedingung für ihren späteren Erfolg), daß der Polizeiapparat, so entwickelt und neugierig er auch war, sie nicht wahrgenommen hat. Wann und wie hat sich die innere Abkehr zahlreicher (am Ende der meisten) Einwohner von der DDR vollzogen, der Übergang von der (totalen oder partiellen) Zustimmung zur resignierten Unterwerfung, zur einfach zur Schau gestellten Loyalität? Wann und wie wandelte sich diese heimliche Distanzierung zu einer offensiven, die in beständige Zweifel, in das Ende von Angst und Unterwerfung mündete? Warum hat schließlich der Kontroll- und Überwachungsapparat nichts gesehen? Wie soll man verstehen, daß er – wie Clemenceau von Poincaré sagte – alles gesehen und nichts verstanden hätte? So viele wesentliche Fragen, anhand derer der Historiker sich seine Dokumentation abzustecken und dabei nicht nur auf geschriebene Quellen, sondern auch auf *oral history* zurückzugreifen hat.

Das vierte Erfordernis schließlich ist ethischer Natur. Es verlangt vom Forscher besondere Gründlichkeit und Vorsicht und eine strenge Auffassung von historischer Wahrheit. Das Erfordernis der Wahrheit ist umso mehr geboten als die mediale, emotionale und politische Aufladung der Fragen über die jüngste Vergangenheit überaus stark ist und die verschollenen Regime, von denen man sich gerade abgrenzen will, umfangreich Gebrauch vom ideologischen Umschreiben der Geschichte und von Manipulation der Vergangenheit gemacht hatten. In diesem Kontext kann und

Etienne François

darf man nicht irgendetwas Beliebigeres sagen, und die ethischen Arbeitsbedingungen des Historikers erweisen sich als besonders kategorisch. Denn die Geschichte, die geschrieben oder neugeschrieben werden muß, ist in vielen Fällen die Geschichte von Männern und Frauen, die gelitten haben, die verletzt wurden, die davon auf immer gezeichnet sind und nun Gerechtigkeit verlangen.

Das Unvorhersehbare und das Kontingente

Neben der Rückkehr zu den elementarsten Anforderungen des Faches treten zwei tiefergehende Fragen auf – die eine betrifft die Deutschen, die andere ist allgemeinerer Art –, die den Gedanken nahelegen, daß die gegenwärtig stattfindenden Infragestellungen mehr sind als einfache Korrekturen.

Die erste Frage betrifft den Platz, der der Geschichte der DDR in der deutschen Geschichte einzuräumen ist. Die vierzigjährige Geschichte ist in der Tat nicht einfach eine zu schreibende (oder neuzuschreibende) Geschichte, sondern auch eine Herausforderung an die Erinnerung und eine zu bewältigende Erinnerung – für die Ostdeutschen ebenso wie für die Westdeutschen. Diese Herausforderung ist eine Bedingung für den Erfolg der deutschen Vereinigung. Ihre Bedeutung kann nicht oft genug hervorgehoben werden, denn letztlich geht es dabei um die Integration der DDR-Vergangenheit – in all ihren Dimensionen – als konstitutiver Bestandteil der deutschen Vergangenheit, ohne deswegen die Errungenschaften der BRD und ihres neuen Verhältnisses zur Vergangenheit und zur Geschichte (europäische und Westeinbindung, demokratische Umgestaltung, Zurückweisung des Nationalismus usw.) in Frage zu stellen.

Die zweite Frage lautet: Wie kann man das Unvorhersehbare denken und die Kontingenz wieder in die Geschichtsschreibung einführen? Das Jahr 1989 war in der Tat eine totale Überraschung, die niemand vorhergesehen hatte – und was seitdem geschieht, durchkreuzt weiterhin die berechenbaren Szenarios. Diese Feststellung ist zwar erfreulich, und sei es nur, um die These vom „Ende der Geschichte“ vom Tisch zu wischen. Doch über die grundlegenden Implikationen und über die Tatsache, daß sie einige Legitimationen in Frage stellt, auf denen die Arbeit der Historiker beruht, darf man sich nichts vormachen: Sie bestätigt nicht nur die Unfähigkeit der Geschichte, sich prospektiv zu verlängern, sondern verweist zugleich auf die Unsicherheit unseres Wissens, auf die Grenzen, die Fragilität und den zutiefst relativen und determinierten Charakter unserer

Die „Schätze“ der Stasi oder das Trugbild der Archive

Rekonstruktionen – und sei es nur die noch bessere Verdeutlichung der Gefügigkeit der Geschichte, mit der man alles erklären kann und die sich von den jeweils Herrschenden so leicht instrumentalisieren läßt. Jeder Historiker, der über die DDR arbeitet, ist früher oder später mit der Frage der Blindheit der Disziplin konfrontiert: die nach 1989 verhalten gestellte Frage, warum die Spezialisten der DDR-Geschichte sich über diese Gesellschaft, so lange sie am Leben war, so viele Illusionen gemacht hatten, ist längst noch nicht gelöst. Historiker, Politologen und Sozialwissenschaftler müssen mit demselben selbstkritischen Anspruch darüber nachdenken wie es die Journalisten nach Kambodscha oder Timisoara getan haben. Aber die Frage reduziert sich nicht darauf. Ein großer Teil des vor und nach 1989 Geschehenen war in der Tat unvorhersehbar und überraschend, neu und mit einem Bruch verbunden. Es rief uns vor Augen, daß die Geschichte auch aus Aufbruch und Innovation besteht, aus Zufall und Kontingenz, aus Freiheit und Spontaneität. Die wirkliche Frage, die sich saither stellt, lautet: Wie kann man die Dimension des Unvorhersehbaren, der Überraschung und des Zufalls in der Geschichte in angemessener Weise berücksichtigen, wie kann man die Geschichte in ihrer Offenheit und Kontingenz neu denken, wie soll man folglich unsere Art der Darstellung und des Schreibens der Vergangenheit modifizieren?

Weit davon entfernt, eine Antwort auf alles zu geben, mündet die Öffnung der Archive im Gegenteil in einen Appell an die Arbeit, an die methodologischen und ethischen Maßstäbe, an Bescheidenheit und Demut, an Infragestellung bisheriger Gewißheiten. Im Jahr 1989 ist nicht nur die Berliner Mauer gefallen, sondern auch – man beginnt erst, sich darüber Rechenschaft zu geben – eine bestimmte Art Geschichte zu denken, zu machen und zu schreiben.

1 Unter dem Titel „Les ‘trésors’ de la Stasi ou le mirage des archives“ erschienen in: *Passés recomposés. Champs et chantiers de l’histoire*, hrsg. von Jean Boutier und Dominique Julia, série mutations, no 150-151, Januar 1995, S. 145-151. Aus dem Französischen von Katharina Middell. (Anm. d. Red.)